

## 1. Besuch in der Südstadt

Eines Tages schellte es an meiner Tür. Ein mir unbekannter Mensch stand auf der Matte. „Ich habe Ihre Bücher gelesen“, erzählte er, „gefielen mir, muss ich sagen. Ich schreibe auch und habe mir gedacht, ob wir nicht zusammen einen richtigen Verlag gründen sollten.“

Tatsächlich hatte ich einige Prosa- und Lyrikbände in den Geschäften liegen. Hatte sie nämlich selbst dort hingebracht. Jeder schriftstellerisch Tätige will ja unters Volk, will gelesen, von den Leuten beachtet, von ihnen konsumiert werden.

Zugegeben, sie hätten besser sein können, die Bücher. Inhaltsmäßig weniger, ich tat natürlich nur mein Bestes – aber äußerlich. Meine ersten Texte waren lediglich fotokopiert und mit einem schlecht geklebten Umschlag versehen.

Der Grund: Sie stammten eben nicht aus einem richtigen Verlag, wie mein Besucher es sehr klar ausgedrückt hatte. Kam daher, weil ich noch keinen richtigen Verlag gefunden hatte. Gesucht wohl. Ich verschickte die Manuskripte, aber die Verlagslektoren wollten sie nicht. Weder *Goldmann* noch *Suhrkamp* noch der Kölner *Kiepenheuer & Witsch-Verlag*. Undsoweiter. Was blieb mir anderes übrig, als selbst Hand anzulegen?

Wenn man erst mal dran war am Kopieren und Umschläge-Fabrikieren, konnte es mitunter Spaß machen. Sogar die Besuche beim Buchhändler konnten Spaß machen – am meisten dann, wenn sie Geld sehen ließen. Damals griffen die Buchhändler noch eigenhändig in die Kasse und rückten Scheine raus, statt die Bank zu bemühen. Selten genug, aber es kam doch vor. Heutzutage steht der Computer zwischen den Geschäftspartnern. Nicht mal persönlich hinbringen sollte man die Ware, heißt es – besser mit der Post, um den vorgeschriebenen Verwaltungs- und Abrechnungsweg nicht zu stören.

Ich hatte schon den einen oder anderen Kunden aufgrund meiner literarischen Aktivitäten vor meiner Tür stehen gehabt, einmal eine

richtig Irre, die ein Autogramm wollte, sich ohne Aufforderung aufs Sofa niederließ und Sätze aus sich herausstieß, von denen ich kaum etwas verstand. Und mir mit ihrem bunten Fahrrad hinterherfuhr, wenn sie mich auf der Straße sah.

Der Mann vor der Tür jetzt sah allerdings normal aus – wenn man nicht so genau hinguckte. Zum Beispiel hatte er Sandalen an. Draußen regnete es in Strömen, aber er hatte ziemlich abgerissene Sandalen an, mit allerdings dicken Wollsocken drin. Der Bart war auch etwas verwildert, aber in seinen Augen sah ich nur Frische und gesunden Tatendrang. Der zeigte sich, als der Mann mir vorschlug: „Du machst morgen ein Verlagskonto auf, und ich überweise schon mal zweitausend Mark.“

Das sagte er, als er dann am Wohnzimmertisch saß. Hatten uns ziemlich schnell geduzt. Hieß Frieder. Frieder war einer, der sich nicht lange mit Förmlichkeiten aufhielt. War angeblich Arzt, Hautarzt, um genau zu sein. Wie gesagt, ich hatte schon einige Leute auf diesem Sofa sitzen sehen, hörte einfach bloß zu. Reden kann man viel, aber das auch in die Tat umsetzen ...

Doch als Kreativer ist man ja immer offen für alles. Genauer gesagt, für Menschen und ihre Schicksale. Frieder, mein künftiger Verlagspartner, um nicht zu sagen: Verleger – denn wer das Geld ranschafft, der macht bekanntlich die Musik – Frieder war Alleinerziehender, und zwar von sage und schreibe fünf Kindern. Vater sogar von sechs, aber das sechste hatte seine Frau mitgenommen. War ihm letztens einfach davongelaufen, die Frau. Frieder hatte gedacht, es reicht, wenn er arbeitet, das Geld besorgt, und die Frau kümmert sich um die Kinder. Hält auf die Dauer keine Beziehung aus. Nicht, wenn man emanzipatorischen Anspruch hat. Frieder, den ich ja gerade erst kennengelernt hatte, scheute sich nicht, gleich privat zu werden. Das gefiel mir, denn ich hatte auch diesen Zug. Gleich in die Vollen, nicht groß herumreden, sagen, was anliegt, sagen, was wichtig ist, wo einem der Schuh drückt.

Denn im Grunde ist dies alles ja nichts Besonderes. Bei Licht besehen haben wir alle die gleichen Probleme: mit den Frauen, der Liebe also, mit dem Geld, vielleicht auch noch mit dem Beruf. Aber Leute wie unsereins, die Gedichte und Geschichten schreiben, hören wohl genauer hin, sind sensibel, wenn sie von solchen zwischenmenschlichen Schicksalen erfahren.

Mein Partner also allein mit den fünf Kindern. Die waren zwar nicht mehr ganz jung, aber er war immer noch der finanzielle Versorger. Frieder hatte, wie sich herausstellte, mein Alter – aber eben eine Großfamilie zu stemmen. Ich konnte nur mit einem einzigen Nachkommen auftrumpfen.

So weit also mein erster Kontakt mit meinem zukünftigen Partner. Ich lief noch an diesem Nachmittag zur Bank, eröffnete ein Konto. Und zwei, drei Tage später stellte ich fest: zweitausend Mark auf dem Auszug. Schien doch echt zu sein, mein neuer Kumpel.

Und es ging weiter. Mit Frieder und seinen wöchentlichen Besuchen. Immer donnerstags, ob es hagelte oder schneite, Karneval war oder Ferien: Frieder, der Versorger von fünf Kindern, der eine große Praxis bei Bonn am Laufen hatte, überhaupt immer eine Menge Termine im Kalender vorfand, setzte sich donnerstags in sein Auto und stand pünktlich in der Maternusstraße, Kölner Südstadt, auf der Matte. Übrigens war das mit diesen Sandalen bei seinem Antrittsbesuch kein Zufall gewesen, er hatte sie immer an, immer dieselben Latschen, wenn er auch, nehme ich einfach mal an, gelegentlich die Strümpfe wechselte.

„Ist gesund“, sagte der Mediziner, „die Haut atmet, und wenn es den Füßen gut geht, geht es dem ganzen Körper gut.“

Es kam gelegentlich vor, dass ich mir nach seinen Besuchen am Donnerstag ein dickes Notizbuch vornahm und etwas reinschrieb. Nämlich das, was Frieder so im Laufe der Wochen, Monate, Jahre von sich gab. Einerseits klang es immer irgendwie gut, was der Mann vorbrachte, andererseits schien oft tatsächlich auch was dran zu sein.

Nun, ich will nicht vorgreifen.

Tatsache war, wir hatten Geld zur Verfügung, und wir hatten nun einen richtigen Verlag. Benannt übrigens nach Oswald von Wolkenstein. Ich hatte mal vage was von diesem „letzten Minnesänger des Mittelalters“, wie es hieß, gehört. Aber Frieder kannte alle Details, war ein richtiger Fan. Hatte nämlich „Ich, Wolkenstein“ gelesen, das damals gerade erschienene Buch von Dieter Kühn, und war beeindruckt. Aus dem einfachen Grund: Es gab Ähnlichkeiten – nämlich zwischen Oswald und Frieder. Erkannte ich nicht sofort, aber wurde im Laufe unserer Zusammenarbeit immer deutlicher.

Das erste im Wolkenstein-Verlag erschienene Buch hieß: *So weit, dass du die Träume lebst*. Meine ersten Erfahrungen als Autor und Selbstverleger, in der Zeit vor Frieder, mit den Buchhändlern, und mein Leben und Lieben in der Südstadt, wo sich, rund um die vom jungen Volk besetzte Stollwerck-Fabrik, die neue Kunstszene breitmachte.

Das Buch war da und wir brachten es in die Läden. Es war zwar nun in einem richtigen Verlag erschienen, aber ich als Autor war trotzdem weiterhin tätig. Nämlich als Vertreiber und Manager. Echte Arbeit vor Ort, Klinkenputzen bei den Buchhändlern. Frieder im Bonner Raum, ich mehr in Köln.

Es war Umsatz da, aber nicht viel. Jedenfalls nicht so viel, wie ich erhofft hatte. Ich freute mich zwar, wenn Karstadt, das Kaufhaus, eine Partie, also zehn Stück plus eins gratis, genommen hatte und sogar draußen ins Schaufenster auslegte. Doch als ich zwei Wochen später vorbeiguckte, war gerade erst ein Exemplar verkauft.

Der Autor, zumindest der gerade erst sich präsentierende, läuft ja nicht selten an den Schaufenstern oder sogar an den Regalen im Laden selbst vorbei und kontrolliert die Bestände. Und immer erhofft er sich mehr, als dann wirklich eintritt. Der Verleger ist da realistischer. Frieder jedenfalls stopfte sich, als ich ihm mein Leid klagte, an jenem Donnerstagabend in unserer Küche, wo wir uns immer trafen, seine Pfeife. „So ein Unternehmen braucht, wie jedes Geschäft,

erst eine Anlaufzeit, man muss sich erst auf dem Markt zeigen, es dauert was, bis man sich etabliert hat.“

Mein Kumpel wusste, wovon er sprach, denn er hatte außer seinem Arztschild auch noch ein anderes neben seiner Praxistür hängen: Frieder verkaufte Kelims, diese speziellen türkischen Teppiche. War auf einer Türkeireise gewesen und hatte Interesse daran gefunden. Es war natürlich keine dieser üblichen Urlaubsreisen, sondern Frieder hatte sich vor Ort einen Esel besorgt, auf dem er durchs Taurusgebirge ritt. Am Ende der Tour hatte er den Esel verkauft – und sich vom Erlös Teppiche zugelegt. „Und jetzt machst du Umsatz mit diesen Kelims?“, fragte ich meinen Kumpel damals in der Küche neugierig. Eine normale Frage unter Erwachsenen, die bestrebt sind, ihren Kontostand positiv zu verändern.

Frieder guckte mich ein wenig irritiert an. Und es stellte sich heraus: Frieder machte das mit den Teppichen nur, um zu handeln, um das Geschäftsgebaren, das er in der Türkei gesehen hatte, nachvollziehen zu können. „Die Verkäufer setzen sich dann mit den Kunden auf diese kleinen Stühle“, erzählte Frieder, „oder auf die Kissen, und unterhalten sich. Trinken Tee – und beiläufig wird das Geschäft abgehandelt. Das Wichtigste ist“, meinte Frieder, „jeder der beiden Parteien ist bestrebt, seinen Gegenüber zufrieden, vielleicht sogar richtig glücklich zu machen. Erst dann ist es ein gutes Geschäft gewesen, wenn am Ende dieses Glück, diese Zufriedenheit steht.“

Frieder also mit diesen Teppichen auf der Suche nach dem Glück. Er schenkte mir, seinem Kumpel, auch mal den einen oder anderen Kelim – seine letzten übrigens. Wollte sich nun weniger auf Teppiche, mehr auf Bücher konzentrieren.

„Ist da nicht ein kleiner Webfehler drin?“, fragte ich, als er mir mal einen besonders farbenprächtigen mitgebracht hatte. Ich wollte Frieder nicht bloßstellen („Dein Geschenk ist nicht ganz in Ordnung, mein Bester, kanns'te wieder einpacken ...“). Ich war nur neugierig, es fiel einfach auf, dass in dem Teppich-Muster die Symmetrie nicht

stimmte. „Ist extra reingemacht worden, diese kleine Unregelmäßigkeit“, sagte Frieder, „der Grund: Nur Allah ist vollkommen. Der Künstler darf nicht in Konkurrenz zu Allah treten, nicht gleich sein wie Gott. Allerdings“, meinte Frieder, „so eine Argumentation kommt nicht von ungefähr. Denn die Experten sagen: Ein Werk erreicht nur den höchsten Grad von Schönheit, wenn es einen Fehler hat, einen kleinen mitunter, aber er muss da sein. Das macht das Bild, das Kunstwerk menschlich, das bringt eine besondere Art von Ausstrahlung mit sich.“

Ich erwähne diese Geschichten, um anzudeuten, dass ich es bei meinem neuen Freund mit einem waschechten Philosophen zu tun hatte. Und wenn es nur das wäre, wäre es schon viel. Aber Frieder praktizierte auch, was er sagte. Diese seltene Kombination von Philosophen und Action-Mann.

Ich hatte mir immer überlegt, warum Frieder die ganze Zeit so treu und brav in unsere Wohnung kam jeden Donnerstag. Er war eben diszipliniert, Termine im Kalender noch und nöcher. Aber trotzdem – am Donnerstag saß er um acht in der Wohnung. Offenbar einfach nur, um sich mit mir zu unterhalten. Denn die Literatur-Termine waren schnell abgehakt, und wir unterhielten uns. Erst allmählich kam ich dahinter: Frieder war gefährdet, ein Action-Mann findet manchmal die Bremse nicht. Dreht durch.

Ich meine, solche Leute verzehren sich, sie verbrennen, weil sie eben so viel Kraft und auch Fähigkeiten haben auf fast allen Gebieten. Der Tag kann ihnen gar nicht lang genug sein, um ihre Talente ausnutzen zu können. Und so war ich die Bremse. Ich bin von Natur aus ein ruhiger Vertreter, Frieder wusste das. Er hatte gesehen, mit ziemlichem Erstaunen gesehen, muss ich hinzufügen, dass ich gar keinen Terminkalender besaß. „Was ich mir nicht merken kann“, erklärte ich ihm, „das ist auch nicht wichtig.“

Frieder brauchte diesen Donnerstagabend, um einfach mal Distanz zum Tag, zu der vorangegangenen Woche zu haben. Wenn er

seine Pfeife rausgekramt hatte und zu erzählen begann, wurde er ruhiger. Ich natürlich auch, wir alle brauchen unsere Pausen. Vor allem auch die Rückblicke. Denn in solchen Gesprächen bemühten wir uns, das Gewesene in eine Form zu setzen, die einzelnen Teile zusammenzufügen, die Erlebnisse einzuordnen ins Ganze. Es gibt ja nichts Zufälliges, so pflegten wir zu sagen, alles hat seinen Sinn, und wir müssen versuchen, den inneren Zusammenhang unseres Lebens zu erkennen. Und Strukturen in den scheinbar chaotischen Alltag zu bringen, das beruhigt.

Vielleicht lag es deshalb für Frieder auch an, dass er kurz nach unserer Bekanntschaft mit seinen Reisen ein wenig aufhörte. Pfl egte damals nämlich am Wochenende sich in den Flieger zu setzen und nach Italien, Amerika oder sonst wohin zu reisen. Hielt dann vor Medizinern Vorträge. Frieder, der Mann mit den unzähligen Talenten, war ja nicht einfach Hautarzt, sondern wusste alles. Alles, was mit Medizin auch nur im entferntesten Sinn zu tun hatte. Vor allem hatte er den Überblick und war deshalb auf Kongressen ein gefragter Redner. Frieder also in den Flieger und los. Ich bin ja nicht der Reisefreund und wunderte mich deshalb, dass mein Partner einmal für eine kurze Woche in Neuseeland war. Kaum hatte er den Vortrag in einem dieser riesigen Hotels in Auckland gehalten, sich ein bisschen in der Umgebung umgesehen, schon ging's wieder zurück. Montag war ja wieder die Praxis auf.

Bis er dann eines Tages erzählte. „Bert, letzten Samstag, ich war wieder unterwegs, ging ich nach der Ankunft raus aus dem Hotel, um mir einen dieser guten starken Espressi in Rom zu gönnen. Gleich um die Ecke kannte ich ein Café, aber ich fand mich nicht mehr zurecht. Ich konnte nicht mal die Schrift an den Häusern und auf den Straßenschildern entziffern, war ganz irritiert. Bis ich merkte: Es waren kyrillische Buchstaben. Und mir einfiel, ich war gar nicht in Rom, ich war ja in Moskau!“

Dieser Vorfall hatte ihm dann doch zu denken gegeben. Hielt sich in Zukunft bei Kongress-Einladungen deutlich zurück.

Er neigte eben zu Übertreibungen. Oder der Manie, alles, was wichtig war, durchzuziehen. Oder was er für wichtig hielt. Zum Beispiel die Sache mit den Geschenken. Er brachte immer welche mit. Auch nach zwei, drei Monaten unserer Bekanntschaft: Immer noch zog Frieder, kaum hatte er sich am Donnerstag in unserer Küche niedergelassen, was Neues aus der Tasche. Manchmal zwei oder drei Geschenke gleichzeitig. Was für unseren kleinen Sohn Julian, für mich ein Päckchen Zigarillo oder für Gilla ein Döschen Creme. Natürlich hatten wir immer unseren Spruch drauf: „Frieder, ist doch nicht nötig.“ Aber er blieb dabei. Als ihm nichts Besonderes mehr einfiel, fing er an, Sachen aus seiner Praxis ranzuschleppen, an denen vor allem unser Sprössling Spaß hatte: Verbandsscheren, Notizblöcke, kleine Taschenlampen, ein altes Stethoskop, Waagen für die Herstellung von Arzneimixturen, Plastikspritzen, die Julian als Wasserpistolen benutzte, Pinzetten, Schutzbrillen und so weiter. Bis ich Frieder dann eines Tages mal ins Kinderzimmer führte: Es sah dort aus wie auf einer Krankenstation. Seitdem ließ er es in diesem Punkt langsamer angehen.